

Einleitung

JOSEF RAUSCHER

Die Frage der Medienphilosophie ist heute zu einer in theoretischer und praktischer Hinsicht beherrschenden Frage in der Auseinandersetzung um die Möglichkeit von Philosophie überhaupt geworden, sei es, dass Medienphilosophie als philosophische Fundamentaldisziplin gefordert wird, sei es, dass die Vermittlungsleistung der Philosophie wie ihre mediale Präsentation praktisch und pragmatisch ins Spiel kommt. Wie immer man zu der Frage stehen mag, ob die Ratio selbst als ein Medium und von daher als ein Gegenstand der Medienphilosophie zu begreifen sei – ich meine, dass dies ein unglückliches Konstrukt ist¹ –, es ist nicht zu leugnen, dass Vernunft bzw. Formen der Vernunft und ihre Welterschließungsleistung zu einem beherrschenden Thema in der Reflexion der Medialität geworden sind. Vernunft selbst und die Vermittlungsinstanz der Begriffe werden in medialen Fragestellungen in Bezug auf Kontingenz, Performanz und situativen Geltungsraum befragt und anderen Medien wie dem Bild kontrastiert. Rorty, Derrida und Lyotard stecken mit Überlegungen zu Zentralität ohne Zentrum, zum Ereignis als Zwischenfall oder zum Widerstreit das Terrain ab. Wolfgang Iser mit seinen Überlegungen zu transversaler Vernunft und ästhetischen Sperrfeuern selbstgenügsamer Deduktionen ist in diesem Zusammenhang ebenfalls von Bedeutung.

Nicht nur an die – bei aller Problematik – ungemein verdienstvolle Etablierung einer fundamentalen, wenn auch ohne fundierendes Zentrum auskommenden, pragmatischen Medienphilosophie eines Mike Sandbothe ist in diesem Zusammenhang zu denken. Die mediale Verfasstheit des Philosophierens in der Bezogenheit auf Schrift, Rede oder Bild und der Übergang von festgelegten Formen der Argumentation zu bildmächtigen kleinen Erzählungen oder kleinen (Sprach-)Bild-

1. Matthias Vogel: *Medien der Vernunft. Eine Theorie des Geistes und der Rationalität auf Grundlage einer Theorie der Medien*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2001 ist ein beeindruckender Grundlegungsversuch, der unabhängig davon, ob die Grundintention tragfähig ist, relevante Einsichten erarbeitet.

dern durchzieht daneben als Thema in unterschiedlicher Form zahlreiche Arbeiten. Eine doppelte Verlagerung des theoretischen Fokus an die Ränder ist dabei zu beobachten. Erstens: Kultur- und Literaturtheoretiker oder Soziologen, also nicht unbedingt professionelle Philosophen, – Beispiele wären Roland Barthes, Jean Baudrillard, aber natürlich auch Marshall McLuhan – thematisieren und implementieren Schlüsselbegriffe und Vorgaben für die philosophische Reflexion: ›Hybridisierung‹, ›Textualität‹ oder ›Performanz‹ wären Beispiele. Zweitens: Aus der Praxis des theoretischen Arbeitens werden indirekt, gleichsam durch die Ausübung selbst oder versteckt in literarischer Analysearbeit, die großen Themen wie Vernunft, Inszenierung des Denkens, Konstruktionen und De(kon)struktionen der Vernunft in fragmentarischen oder bildverpflichteten Erzählungen statt Argumentationen entwickelt oder gestreift, wobei diese Marginalisierung selbst Programm ist. Lyotard ist der Meister dieses Verfahrens. Frank Hartmanns *Medienphilosophie* (2000) demonstriert zwar allein schon wegen der direkten Thematisierung der Medien in einer Weise das Gegenteil, zeigt aber in der Binnenorganisation bei der Integration der technikorientierten Medientheorie und kulturanthropologischen Kommunikationstheorie² genauso die facettenhafte, dezidiert elliptische Darbietung wie in der Präsentation erkenntnistheoretischer und sprachphilosophischer ›Happen‹. Diese Topikalisierungen sind eher als Impulse eines offenen Diskurses über Rationalität und Epistemologie zu verstehen, denn als eine Art ›Entwicklungsgeschichte des Denkens unter Berücksichtigung medialer Organisation‹, wie es in der Zeit und der Form der ›großen Erzählungen‹ vermutlich geheißen hätte.

Die Aufmerksamkeit gegenüber den Formen des Denkens und den Voraussetzungen des Logos in Begriff und Analyse vor phänomenologischem Hintergrund führt im Übrigen die traditionell gestellten Fragen nach dem Verhältnis von Begriff und Bild, sowie Begriff, Bild und Wirklichkeit in neue Formen über. Flussers *Kommunikologie* und Fotophilosophie sind Anzeige für Ersteres, Baudrillards Überlegungen zu Simulakren und dem symbolischen Tausch können das zweite signalisieren. Immer wieder wird freilich bezogen auf diese Autoren auch die

2. Die traditionelle Basis, den Dreifuß der Medienphilosophie, stellen immer noch der technologisch orientierte Ansatz (Marshall McLuhan als Signalwort), der kommunikationstheoretisch-kulturanthropologische (Luhmanns Systemtheorie lediglich als Anreiz) und der ästhetisch-kulturrkritische (Walter Benjamin als Flagge) dar. Die Namen sind dabei reine Etiketten. Felder sind damit signalisiert, die in unterschiedlicher – und manchmal unvereinbarer – Weise den Begriff Medium ins Spiel bringen. Angesichts der, im Blick auf die konkreten Beitragsperspektiven enggeführten Übersicht, möchte ich an dieser Stelle auf Sibylle Krämers bedeutsame Beiträge zur Erhellung medialer Strukturen ausdrücklich hinweisen.

Frage nach der philosophischen Basis und Valenz der Überlegungen laut. Sind alle Autoren stark phänomenorientiert und die meisten dezidiert phänomenologisch ausgerichtet, so ist dies begleitet von einer essayistischen Präsentationsform und eigenwilligen Sprachartistik.

Die hochkomplexen Auseinandersetzungen um Status, Inhalt und Umfang der Medienphilosophie, die in statu nascendi dieser Disziplin heute noch um den Begriff der Disziplin selbst kämpft,³ bleiben hier weitgehend ausgeblendet. Die Debatten sind nicht einmal in Ansätzen zu einer Fokussierung gelangt, wie sie selbst in anderen, hinsichtlich Geschichte, Methode und Thematik, intern umstrittenen Disziplinen wie Kulturphilosophie und Anthropologie gegeben ist. Das Feld sei nur angezeigt.

Der Beitrag zu »Medialität und Medien« (Rauscher) im vorliegenden Band sucht eine Strukturierung dieses medienphilosophischen Interessenfelds, die sowohl den Konnex der unterschiedlichen Blicknahmen der Medialität verdeutlicht, wie die Differenzen vor Augen stellt, die es verunmöglichen, über das Phänomen »Medialität« als faktisch zu erhebender Struktur eine Philosophie der Medien zu entwickeln. Das Problem zeigt sich in anderer Form etwa an Engells Forderung nach einem »Begriff des schlechthin Medialen«, bevor er statt eines Begriffs eine Metapher offeriert.⁴ Richtig stellt Engell an dieser Stelle fest, »wenn schlicht Alles Medium wäre, dann wäre Medium Nichts«, und dieser Herausforderung sucht sich der Beitrag zu »Medialität und Medien« zu stellen. Der Übergang von exemplarischen Formen der Medialität und Strukturierungen zu *den Medien* verlangt eine spezifische Auswahl und Einschränkung der Gegenstände, die als Medien zum theoretischen Gegenstand der Betrachtung werden. Die Forderung einer systematischen Organisationsstruktur und gesellschaftlichen Relevanz von Kommunikationsmedien führt dabei zwangsläufig zu einer Rückwendung von der Theorie der Medien zur Reflexion von Medialität im Allgemeinen auf der Basis einer Phänomenologie der Einzelmedien. Eine systematische Aufkonstruktion einer Medienphilosophie auf ontologischer Basis wird hingegen in Frage gestellt.

3. Vgl. Stefan Münker/Alexander Roesler/Mike Sandbothe (Hg.): *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*, Frankfurt/Main: Fischer 2003. Die Aufnahme des Readers in einer Rezension unter dem Titel »Die Kunst, aneinander vorbei zu reden« (Franz Böckelmann, *Süddeutsche Zeitung* 25.2.03) zeigt so weniger Kritik an – zumal der Rezensent von einem anregenden Scheitern der Konsensbildung spricht –, sondern signalisiert in bezeichnender Weise den Zustand der Disziplin im Prozess der Selbst(er)findung.

4. Lorenz Engell: »Wege-Kanäle-Übertragungen – Zur Einführung«, in: ders. u.a. (Hg.): *Kursbuch Medienkultur. Die maßgeblichen Theorien von Brecht bis Baudrillard*. Stuttgart: DVA 2000, S. 127–134, hier S. 127. Der Reader bietet zahlreiche Ausschnitte aus medienphilosophischen Texten.

Ich verkenne dabei nicht, dass theoretisch legitimiert werden könnte, Medienphilosophie als eine Fundierung der Fundamentaldisziplin Ontologie zu entwickeln. Auf der Basis einer Konzeption von *Differenz und Wiederholung*, wie sie in Gilles Deleuzes großer, gleichnamiger Studie anklingt, lässt sich solches (mehr oder minder) unschwer gewinnen. Entsprechende Überlegungen ließen sich aus einer Relektüre des Schlüsselbegriffs der *différance*, der ohnehin bei Derrida medientheoretisch Gewicht erlangt, herleiten.

Derridas Überlegungen liegen dabei sicher jenseits der theoretischen und pragmatischen Fundierungsversuche einer Disziplin Medienphilosophie. Doch sie sind fundamental, nicht nur in seiner Fassung des Problems der Sprache, die über die Schrift, in einer Aufdeckung der letzteren als eines verdeckten Ursprungs, begriffen werden sollte. Derrida liefert dabei mehr als eine klassische, exemplarische Betrachtung des Mediums Schrift.

Die Frage nach dem ›Begriff‹ als dem Medium philosophischer Auseinandersetzung geht bei Derrida über in eine Frage nach einem so konkret gedachten Begreifen – so spricht er vom Begreifen der Sprache durch das (grammatische) Subjekt Schrift –, dass die ganze Logik des Begriffs ›Zeichen‹ aufgehoben wird, damit aber die Logik allgemein. Akzidentelle Umstände, die den Begriff tingieren, etwa in der Frage danach, ›Wer spricht?‹, ›Unter welchen Umständen geschieht etwas?‹ oder ›Was alles von dem, was der Präsentation dient, findet als unbeachtet Relevantes Eingang in die Mitteilung?‹ erweisen sich als fundamental. Spuren. In der Aufmerksamkeit auf Randphänomene der Thematisierung philosophischer Fragen in ihrer performativen Realisierung statt in deren theoretischer Valenz treffen sich dabei Derrida und Deleuze mit Baudrillard.

Christoph Ernst zeigt in seinen Ausführungen »Gespenst, Phantom, Wiedergänger – Zur medienphilosophischen Lektüre der Dekonstruktion« zu Derrida, inwiefern in der Differenz zwischen den Begriffen ›Geist‹ und ›Gespenst‹ eine »auf-reißende Differenz« zwischen der Idealitätsformel eines Begriffs (Geist) und einer im radikalen Möglichkeitsraum verorteten Übertragung (Gespenst) virulent ist. Dieser ›Spielraum‹, der als solcher auch nur als ›etwas‹ gedacht werden kann, dabei jedoch zugleich, diesem ›etwas‹ vorausgehend, als Möglichkeit des ›als etwas‹ verstanden werden muss, weist auf die paradoxe Struktur der *Différance* hin. Diese Paradoxie entspricht der begrifflichen, die darin sich zeigt, dass jedes inhaltlich Gesagte in der Praxis des Sagens aufgehoben wird. Das vorgängig zu Denkende wird erst vom nachgängig Geschehenden im Vollzug bestimmt, wobei dieses Ereignis der artikulierenden Verbindung als Differenz begrifflich nie einzuholen ist. »Geschieht es?« wäre die einzig adäquate Frage (Lyotard). Die medienphilosophischen Implikationen liegen auf der Hand. Christoph Ernst zeigt auf, inwiefern somit die Logik der Medien parallel läuft zur Logik be-

grifflicher Dekonstruktion und geht weiter zu den von Derrida in letzter Zeit thematisierten Fragen des Zeichens unter teletechnologischen Bedingungen. Am Schluss bezieht er Stellung zu der medienphilosophisch strittigen Frage einer Einordnung Derridas in das Schema von theoretizistisch und pragmatisch. Soviel zu Derrida als zentraler Figur der Medienphilosophie.

Das Feld der Medienphilosophie insgesamt wird daneben von literaturtheoretischen, bildwissenschaftlichen, ästhetischen und medienspezifischen Arbeiten gekennzeichnet, die entweder mit einer Ersetzung des Begriffs der Künste durch den der Medien operieren – wie Karl Ludwig Pfeiffer in *Das Mediale und das Imaginäre* – oder bekannte Fragen einer Semiotik der Kunst und Dichtkunst aufgreifen und die Differenzen der einzelnen Künste als Differenzen der Medien in den Blick nehmen. Ich kann auf diese Aspekte nicht weiter eingehen.

Für das weite Feld der medienästhetischen, kulturphilosophischen und technologischen Fragen nach der Technik, die von der Druckkunst ausgehend, schließlich über Fotografie und Film, die Frage nach dem Technobild stellen, benenne ich neben Flusser und Baudrillard vornehmlich Paul Virilio.

Dessen Überlegungen zu Aspekten der technologischen Entwicklung auf verschiedenen Ebenen skizzieren relativ ungenau die medien-theoretischen Aspekte solcher Entwicklung, doch sie thematisieren in außerordentlich prägnanter Form damit zusammenhängende medienethische Fragen in anthropologischer Perspektive. In solcher Form bestimmen sie das Diskussionsfeld wesentlich mit. In diesem Problemfeld medienethisch anthropologischer Fragestellung gilt es auch auf Peter Sloterdijk hinzuweisen, der mit seinem dezidierten Konnex von Ästhetik, anthropologischer Medienfrage und kulturellen Folgerungen grundsätzliche Fragen der Manipulation und Züchtung des Menschen aus der genetischen Perspektive von Medientransformationen ins Bewusstsein zu heben sucht.

Diese Thematisierungen anthropologischer Aspekte – ein Hinweis auf Günther Anders und dessen Lenkung der Aufmerksamkeit auf die enge Kopplung technologischer Entwicklung der Medien mit der Ausgestaltung der sozialen Lebensformen scheint angebracht – machen deutlich, inwiefern es tatsächlich notwendig ist, von einer Theorie der Medien zu einer Reflexion des medialen Gefüges, das Bedingungsform und Gestaltungsstruktur der sozialen Gemeinschaft ist, zurückzusteigen.

Die von Andreas Hütig in seinen medienethischen Überlegungen unter dem Titel »Das Verschwinden des Menschen« benannten Phänomene Exklusion, Manipulation, Regression machen deutlich, wie die Reflexion der konkreten Auswirkungen der Medien zur Betrachtung der medialen Strukturen anthropinaler oder zumindest sozialer Verfasstheit zurückführen muss. Medien als handhabbare Einrichtungen für den

Menschen drohen in ihren Entwicklungstendenzen den Menschen zum reinen Funktionär der Medien werden zu lassen. Hütig stellt so Typologien ethisch relevanter Aspekte der medialen Organisation vor Augen. Dabei demonstriert er, dass es nicht allein um genuin medienethische Fragestellungen gehen kann, die solche ethischen Probleme betreffen, die aus der Natur des Mediums erwachsen, sondern auch um Herausforderungen gehen muss, denen im konkreten Umgang mit den Medien zu begegnen ist. Doch zeigt Hütig im Zusammenhang mit der Frage der Manipulation auch ein mit der »Struktur *aller* Medien verbundenes Set ethischer Implikationen auf«. Auf einer Metaebene prüft er zudem die Argumentationsstrategien antihumanistischer Entwürfe auf der Basis von angenommenen oder aufgewiesenen Medienkonstellationen (Sloterdijk).

Medienethik⁵ betrifft, anders als die Medienästhetik, die spezifische Fragen der einzelnen Medien und der Intermedialität behandelt,⁶ neben den konkreten Fragen angewandter Ethik, wie sie in vielfältiger Form von Rüdiger Funiok, Wolfgang Wunden u.a.⁷ aufgegriffen werden, vornehmlich die Rückwendung zu grundlegenden Formen der Medialität. Diese können dann als ethische Probleme gerade auch in der Verknüpfung mit einer pragmatischen Medienphilosophie in Angriff genommen werden. Das mag in der selektiven Perspektive dieser Blicknahme den Kreis zum Anfang und der Medialität des Denkens schließen.

5. Für eine kaleidoskopische Übersicht sei auf Klaus Wiegertling: *Medienethik*, Stuttgart: Metzler 1998 hingewiesen.

6. Ralf Schnell: *Medienästhetik. Zu Geschichte und Theorie audiovisueller Wahrnehmungsformen*, Stuttgart: Metzler 2000 und der Sammelband Peter V. Zima: *Literatur intermedial. Musik, Malerei, Photographie, Film*, Darmstadt: WBG 1995 wären beispielhaft.

7. Rüdiger Funiok (Hg.): *Grundfragen der Kommunikationsethik*, Konstanz: UVK Medien Oelschlaeger 1996; Wolfgang Wunden (Hg.): *Freiheit und Medien*, Frankfurt/Main: Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik 1998; Jürgen Wilke (Hg.): *Ethik der Massenmedien*, Wien: Braumüller 1996.